

Einleitung

Einleitung und Vorwort schreibt man zuletzt. Das ist weniger transzendenter Optimismus als vielmehr der Hoffnung geschuldet, am Ende zu wissen, was man im Haupttext geschrieben, vielleicht auch, was nicht mehr hineingepasst hat. Dies gilt ganz besonders, jedenfalls geht es mir so, wenn es das letzte Vorwort ist.

In meinem Notizbuch (2015) hatte ich eine Bilanz gezogen, zusammengefasst, was mir nach vieljähriger Beschäftigung mit kritisch-politischer Bildung im Kontext des Konzepts des Alltagsverstandes, das Gramsci in seinen *Gefängnisheften* entworfen hatte, bedeutend erschien. Das war in großen Teil eine systematische Rekonstruktion der Texte Gramscis, ergänzt um ein paar Ideen für ein darauf aufbauendes Bildungsverständnis. Auch rückblickend ist das noch ganz okay, aber es war auch etwas »konservativ« in dem Sinne, dass ich das Konzept des Alltagsverstandes zwar brav referiert, aber nicht versucht habe, es weiterzuentwickeln. Das ist dann später und andernorts geschehen, zumindest punktuell. Und wahrscheinlich ging es auch erst dann, nachdem ich mich vorher »freigeschrieben« hatte.

Meine kleine Zutat zur Weiterentwicklung des Konzepts des Alltagsverstandes steckt in den Überlegungen zur Strukturierung des Alltagsverstandes, in einem expliziten Verständnis von »kritischer Kohärenz« und »dogmatischer Formierung«. Was ich damit meine, werde ich in diesem Büchlein erklären und dem Nutzen der beiden Kategorien in einigen Feldern der kritischen Theorie nachspüren.

Auch das ist das Ergebnis mehrjährigen Probierens und Experimentierens mit den Ideen, denn es gelingt (mir) nicht auf einen Schlag. Daher bin ich dankbar, dass ich mal

wieder Gelegenheit hatte, einzelne Gedanken in verschiedenen Zusammenhängen auszuarbeiten und zu publizieren. Ohne die Einladungen, das eine oder andere zu schreiben, würde ich mich sicher immer noch im Kreise drehen. Die Herausforderung, zu publizieren, ist für mich so anstrengend wie hilfreich gewesen. Doch gibt es da ein Einerseits und ein Andererseits.

Einerseits haben die Artikel, die ich schreiben konnte, dazu geführt, etwas Ordnung in den Kopf zu bringen, auch längere Linien zu finden, als das z. B. im Seminarbetrieb mit seinen kurzen Inputs und mäandernden Diskussionen (die auch ungeheuer wichtig sind!) möglich ist. Auch hilfreich sind die Vorgaben von Herausgeber:innen und Redaktionen, was den Umfang eines Beitrages angeht. Natürlich habe ich mich immer beschwert, dass der Platz nicht reicht, dass man diese Stelle und jenes Zitat keinesfalls kürzen könne – aber letztlich ging es doch, und manchmal wurde aus meinen langatmigen oder umständlichen Worthaufen dann sogar ein guter Artikel, der sich auf das Wesentliche konzentrierte. Dafür habe ich allen Menschen zu danken, die in der Vorbereitung einer Publikation jemals Texte von mir gelesen und kritisiert haben. So weit, so gut.

Aber bei dem begrenzten Umfang von Beiträgen in einem Sammelband oder von Zeitschriftenartikeln fällt tatsächlich inhaltlich etwas weg, was zu schreiben wichtig gewesen wäre. Das meint nicht, dass die erste Langfassung vor den Kürzungen besser war, sondern eher, dass in der Arbeit der Konzentration deutlich wird, was noch zu sagen wäre, was fehlt, wo Abgrenzungen und/oder Ergänzungen sinnvoll wären. Zugegeben, manchmal merke ich das sogar selbst erst dann, wenn der Beitrag gedruckt vorliegt und ich ihn »mit anderen Augen« lese. Dann ist es natürlich zu spät. Von daher ist es prima, wenn man diese Erweiterungen, vielleicht auch die Zusammenhänge zwischen an verschie-

denen Orten publizierten Texten noch einmal darstellen kann. Wie halt in diesem Band.

Doch damit kommt das Andererseits – ironischerweise weil der/die andere nun entfällt, ich mein eigener Redakteur und Kritiker sein muss. Und das ist, für mich zumindest, schwierig. Mir fällt es leichter, den Text einer Kollegin oder eines Freundes produktiv zu kritisieren, als eigene Texte zu überarbeiten. Nicht, weil ich am einmal verfassten Text nichts mehr ändern, sondern weil ich fast alles ändern würde – und das immer wieder. Und weil mir hier noch ein Hinweis angebracht und an anderer Stelle noch ein zweites Beispiel hilfreich erscheint – jedenfalls glaube ich das (zeitweilig). Kurz, es fehlt die Korrektur durch an dem Text interessierte andere Menschen.

Selbstverständlich ist man im Austausch mit Kolleg:innen, die an ähnlichen Themen arbeiten oder im Feld praktisch unterwegs sind. So sollte es jedenfalls sein. Es ist aber nicht mehr so, wie es hilfreich wäre. Mit meiner Verrentung hat dieser Austausch deutlich nachgelassen. Ich versuche es mir erst mal wie gewohnt gesellschaftskritisch zu erklären: Der Druck an den Hochschulen, wie auch in der außerschulischen Bildung, hat enorm zugenommen. Es gibt keine Kollegin, keinen Kollegen ohne Überlastung. Alle sind unter Zeitdruck, hetzen von Termin zu Termin. Aufgaben häufen sich, Absprachen für den Lehrbetrieb werden immer aufwendiger, die Finanzbeschaffung in der außerschulischen Arbeit immer schwieriger. Und bei alledem soll mehr geleistet werden. Was natürlich umfangreich zu dokumentieren und zu evaluieren ist ...

Dass dann Texte («Lies ihn bitte mal bei Gelegenheit») liegen oder gar unbeantwortet bleiben, ist verständlich. Zumal dann, wenn der Autor (also ich) im akademischen Betrieb nichts mehr zu sagen hat, keine Gutachten oder Empfehlungen mehr verfasst, in keinen Gremien mehr sitzt,

nicht über Gelder verfügt und Zugänge verwaltet. Oder mit wichtigen Beiträgen eine diskursprägende Position erreicht hat. Auch im Wissenschaftsbetrieb kommt es auf den Status an, und die feinen Unterschiede können gravierend sein.

So weit die soziologische Erklärung. Aber es gibt auch eine andere, wesentlich belastendere, selbstkritische Erklärung. Vielleicht liegt es gar nicht so sehr an Institutionen als vielmehr an mir persönlich. Vielleicht ist einfach nicht interessant, was ich produziere. Dass ich in einem Verein auf meine Vorschläge oder Thesen über Wochen hinweg keine Reaktion erhielt, war für mich tatsächlich erst mal eine ganz harte Lektion. Und wenn es dann mal eine Antwort gab, dann war es keine schriftliche Stellungnahme, sondern eine mündliche Bemerkung zwischen Tür und Angel. Für jemanden, der 40 Jahre schriftlich kommuniziert hat (jedenfalls die inhaltlich wichtigen Themen), eine ungeheure Irritation. Mittlerweile habe ich mich dran gewöhnt und gelernt, dass ich in diesen politischen Zusammenhängen das, was ich aufschreibe um es für mich zu klären, nicht zwingend anderen zum Lesen geben muss.

Aber dieser mir fehlende wissenschaftliche Austausch, egal ob es nun am Betrieb oder an mir liegt, lässt eine Gefahr wachsen, die insbesondere dann von Bedeutung ist, wenn man sich zwischen verschiedenen disziplinären Stühlen bewegt. Doch ist genau das der spannende Ort. Was mich in meiner Berufstätigkeit besonders gereizt hat, war, mich an der Bildung von Sozialarbeiter:innen beteiligen zu können. Das sind Menschen, die sich in ihrer Arbeit nicht einfach auf *eine* Disziplin berufen können. Die Versuche der Konstruktion und Etablierung einer Sozialarbeitswissenschaft sind wissenschaftlich nicht überzeugend und eher von ständischen Interessen geprägt. Soziale Arbeit ist multidisziplinär, und selbst wenn man sich wie ich auf einen kleinen Ausschnitt – den der politischen Bildung in

der Sozialen Arbeit – zu konzentrieren versuchte, hat man es mit Politik- und Erziehungswissenschaften, mit Psychologie und Soziologie zu tun. Von einigem etwas wissen, aber nichts vollständig. Und nicht genug damit, zwischen den Stühlen zu sitzen, Soziale Arbeit wendet sich an Menschen, die nur selten eine akademische Ausbildung haben. Ich fand, dass das auch in der Ausbildung der Sozialarbeiter:innen bedacht werden müsste. Das verhindert manchmal den elaborierten Diskurs, birgt aber auch Risiken. Hier meine ich die Gefahr des »Lorianismus«.

Bei der Lektüre Gramscis stößt man hin und wieder auf den Namen Achille Loria,¹ allerdings in wenig schmeichelhaften Zusammenhängen, denn Gramsci sieht in ihm die Verwahrlosung wissenschaftlichen Denkens. In der Tat lieferte Loria eine Reihe sehr bizarrer Ideen und Theorien,² aber es ist weniger die individuelle Skurrilität, die Gramsci beunruhigt, denn die Tatsache, »dass er eine Säule der Kultur, ein ›Meister‹ wurde und dass er ›spontan‹ eine gewaltige Zuhörerschaft fand – das gibt Anlass zum Nachdenken, wie schwach auch in normalen Zeiten die Dämme der Kritik« sind (GH 9, 2227).

Gewiss, ich sehe nicht die Lösung der sozialen Frage durch die Luftfahrt und habe auch keine »gewaltige Zuhörerschaft«, aber es sind doch zwiespältige Gefühle, wenn ich als jemand, der nicht besonders klug oder belesen ist, meine, auf ein paar doch eigentlich ganz einfache Ideen gestoßen zu sein – und damit allein bleibe. Ist das Konzept des historisch gebotenen Paradigmenwechsels von der

1 Achille Loria (1857–1943) war ein auch international angesehener Professor, der sich mit Soziologie, Politik und Ökonomie befasste. Eine durchaus positive Würdigung findet sich beispielsweise auf der entsprechenden englisch-sprachigen Wikipedia-Seite (https://en.wikipedia.org/wiki/Achille_Loria; Aufruf 13.8.2024).

2 Ausführlich dazu siehe Reitz (1997) und Pohn-Lauggas (2015).

historisch-politischen zur *politisch*-historischen Bildung in der Auseinandersetzung mit dem NS (siehe Teil A) vielleicht doch nur eine Luftnummer? Und ist das mit der Begründung wissenschaftlicher Kritik durch den Standpunkt der Verallgemeinerbarkeit (siehe Teil B) vielleicht doch nicht so einfach, wie ich es mir denke? Warum erkläre ich es siebzehn Mal, ohne dass es beim Auditorium den Aha-Effekt auslöst, den ich vor Jahrzehnten erlebte?

Vielleicht ist das auch gar nicht so wichtig, aber man sollte sich als Leser:in der Gefahr lorianischer Dummheiten in akademischem Gewand bewusst sein. Meine individuellen Ideen und Lesarten müssen letztlich keineswegs von allen geteilt werden. Auf dem argumentativen Weg dahin gibt es eigentlich schon eine ganze Menge interessanter Überlegungen, die fundiert und produktiv sind, da ich sie (hoffentlich) wissenschaftlich seriös referiere. Ob man dann meine Schlussfolgerungen noch teilt oder nicht, wird zweitrangig. Immerhin hätte ich zum Lesen und Nachdenken beigetragen.

Dieses Nachdenken soll hier in drei Zusammenhängen erfolgen. Teil A beschäftigt sich mit kritischer Bildungsarbeit in Auseinandersetzung mit dem Faschismus. Dabei versuche ich über das etablierte Verständnis einer Zivilgesellschaft als einem Raum liberalen und aufklärerischen Engagements jenseits des Staates hinauszugehen. Zum einen indem ich Erinnerungsarbeit (stellvertretend für bürgerschaftliches Engagement) innerhalb kritischer Staatstheorie genauer verorte, zum anderen indem ich ebendiese politische Bedeutung in einem pädagogischen Konzept verankere.

In beiden Fällen setze ich mehr oder weniger selbstverständlich schon voraus, was ich dann in Teil B erst ausführlich begründe, nämlich das Verständnis wissenschaftlicher Kritik. Dieser Punkt ist mir sehr wichtig, um die Beliebigkeit normativer Wertorientierungen in der Bildungsarbeit und

in der politischen Arbeit zu überwinden. Ich habe Hochachtung vor jedem einzelnen Menschen, der sich aufgrund seiner persönlichen Werte engagiert, sei es gegen Neonazis oder für den Schutz der Natur. Ich meine aber, dass das allein für eine sozialistische Bewegung nicht ausreichend ist, kein verlässliches »Fundament« der Kritik bietet. Daher insistiere ich auf dem Zusammenhang von »Standpunkt und sozialistischer Perspektive«, wie ich es bei W. F. Haug (1973) gelernt habe. Zugleich bemühe ich mich, zwischen Kritik und Utopie ein produktives Verhältnis zu bestimmen und beides in Verbindung mit Gramscis Konzept des Alltagsverstandes zu diskutieren. Mit den Begriffen der »kritischen Kohärenz« und der »dogmatischen Formierung« wird versucht, kontrastierende Alternativen zur charakteristischen Struktur des Fragmentarischen im Alltagsverstand zu entwerfen.

In Teil C, dem letzten Teil, geht es dann vor allem um einen SF-Roman, *Das Ministerium für die Zukunft* von Kim Stanley Robinson, mit dem man über Politik und die Kritik der Politik nachdenken kann.

Jeder der drei Teile kann für sich gelesen werden, ebenso die einzelnen Kapitel (was bei durchgängiger Lektüre auf einige Wiederholungen stoßen lässt), insgesamt sollen die Texte punktuelle Einblicke in die *Zusammenhänge* einer Philosophie der Praxis bieten.

Für die geduldige Lektüre und hilfreiche Kritik der einzelnen Kapitel danke ich Solvejg Höppner; meinen freundlichen Nachbarn Anja und Markus in Uhyst a. T. danke ich, da mich der Garten ohne ihre Unterstützung dauerhaft vom Schreibtisch fernhielt. Und mein Dank für die gute und produktive Zusammenarbeit gilt wieder Iris Konopik vom Argument Verlag.

Gewidmet ist die kleine Schrift meinem inzwischen großen Sohn David Samuel, dem ich eine bessere Welt wünsche.